

mare



© Houghton-Bibliothek, Harvard-Universität. MS Thr 557.

Leonard Woolf in Jaffna

Leonard Woolf

SIEBEN JAHRE IN CEYLON

Erinnerungen
und Erzählungen

Aus dem Englischen
übersetzt und herausgegeben
von Alexander Pechmann

mare

*Si le roi m'avoit donné
Paris sa grand' ville
Et qu'il me fallût quitter
L'amour de ma vie!*

*Je dirois au roi Henri
Reprenez votre Paris;
J'aime mieux ma mie, ô gué
J'aime mieux ma mie.¹*

INHALT

ERINNERUNGEN

- Vorwort 9
- I Die Fahrt hinaus 11
 - II Jaffna 21
 - III Kandy 150
 - IV Hambantota 196
 - V Epilog 282

ERZÄHLUNGEN

- I Im Mondlicht 293
- II Perlen und Säue 309
- III Die zwei Brahmanen 335

ANHANG

- Nachwort des Übersetzers 348
- Editorische Notiz 358
- Anmerkungen 359
- Viten 366

ERINNERUNGEN

VORWORT

Ich habe auf den folgenden Seiten versucht, die Wahrheit zu erzählen, die ganze Wahrheit und nichts als die Wahrheit, aber natürlich ist es mir nicht gelungen. Ich glaube nicht, dass ich die Wahrheit irgendwo absichtlich verdreht oder gelogen habe, bin mir aber sicher, dass man dies manchmal unbewusst tut. In einer Autobiografie – auf jeden Fall in meiner – wird die Wahrheit oft deshalb verzerrt, weil man sich nicht so leicht an die genaue Abfolge von Ereignissen, an die zeitliche Perspektive erinnern kann. Ich habe mehrmals erstaunt und bestürzt zur Kenntnis genommen, dass ein Brief oder Tagebuch beweist, dass etwas, das in meiner Erinnerung zum Beispiel 1908 geschah, sich tatsächlich 1910 zugetragen hat; und solch ein Ereignis kann eine ganz andere Bedeutung haben, wenn es in diesem statt in jenem Jahr auftrat. Gelegentlich habe ich fiktive Namen für reale Personen verwendet, über die ich schreibe. Jedoch nur, wenn die jeweilige Person noch lebt oder vielleicht noch lebt und ihre genaue Identifikation Freunde oder Verwandte möglicherweise verletzen oder verärgern könnte. An die Hälfte der Einzelheiten auf den folgenden Seiten hätte ich mich nicht genau erinnern können, wenn ich nicht meine Briefe an Lytton Strachey² und die offiziellen Tagebücher hätte lesen können, die ich zwischen 1908

und 1911 führen musste, als ich Assistant Government Agent³ im Bezirk Hambantota war. Ich bedanke mich bei James Strachey⁴ für die Erlaubnis, die Originalbriefe einzusehen. Was die Tagebücher betrifft, bin ich der Regierung von Ceylon zu großem Dank verpflichtet. Insbesondere dem Gouverneur Sir Oliver Goonetilleke und Mr. Shelton C. Fernando vom Ceylon Civil Service, Sekretär des Ministeriums für innere Angelegenheiten. Als ich Ceylon 1960 besuchte, gab Mr. Fernando mir im Namen der Regierung von Ceylon eine Kopie dieser Tagebücher, und der Gouverneur ordnete später an, sie zu drucken und zu veröffentlichen.

I DIE FAHRT HINAUS

Im Oktober 1904 fuhr ich mit dem P&O-Dampfer *Syria* von den Tilbury Docks nach Ceylon. Ich war Referendar im Ceylon Civil Service. Mit seinem früheren Leben vollständig zu brechen, ist eine sonderbare, beängstigende und aufregende Erfahrung. Für mich kommt es wohl einer zweiten Geburt gleich. Wenn man aus dem Mutterleib austritt, tauscht man ein sicheres Leben im Halbdunkel gegen eine Welt voll gewaltiger Schwierigkeiten und Gefahren. Kaum jemand, vielleicht niemand, erholt sich von dem Trauma, geboren zu werden, und wir versuchen ein Leben lang erfolglos, die Wunde zu heilen, uns vor der Feindseligkeit der Dinge und Menschen zu schützen. Doch weil das Bewusstsein bei der Geburt trübe ist und wir lange brauchen, unsere Umwelt wahrzunehmen, spüren wir keinen plötzlichen Bruch und passen uns langsam, eigentlich ein Leben lang, an. Ich kann mich an meine zweite Geburt genau erinnern. Die Nabelschnur, die mich mit meiner Familie, St. Paul's, Cambridge und Trinity⁵ verband, wurde durchtrennt, als ich an der Heckreling des Schiffes lehnte und durch die schmutzige, triefnasse Trübnis und den Nebel des Flusses meine Mutter und Schwester zum Abschied winken sah und spürte, wie das Schiff begann, langsam die Themse hinunter zum Meer zu fahren.

Im Alter von vierundzwanzig auf diese Art neu geboren zu werden, ist eine seltsame Erfahrung, die dem Charakter und der Lebenseinstellung einen bleibenden Stempel aufdrückt. Ich ließ in England alles Vertraute und jeden Bekannten zurück. Ich reiste zu einem Ort und einem Leben, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, wie ich leben und was ich tun sollte. Alles, was ich von meinem alten Leben als Beitrag zu meinem neuen und als Vorbereitung für meine Aufgabe, der Herrschaft des British Empire zu dienen, mitnahm, waren neunzig große, schön gedruckte Bände mit den Werken Voltaires* und einen Drahthaar-Foxterrier. Der erste Eindruck von dem neuen Leben war bedrohlich und deprimierend. Das Schiff glitt die öligen, dunklen Fluten des Flusses hinab, durch kalten, klammen Nebel und Regen; am nächsten Tag konnte man im Ärmelkanal den kalten und düsteren Himmel kaum vom kalten und düsteren Meer unterscheiden. An Bord herrschte eine unangenehme Atmosphäre aus Misstrauen und Zurückhaltung, die anfangs unweigerlich auftritt, wenn englische, einander fremde Männer und Frauen herausfinden, dass sie in einem Zug, auf einem Schiff, in einem Hotel eine Zeit lang zusammenleben müssen.

Wenn ich mich richtig erinnere, dauerte die Fahrt von London nach Colombo damals drei Wochen. Bis wir Ceylon erreichten, hatten wir uns von einer zufällig zusammengewürfelten Menge alleinstehender menschlicher Atome zu einer komplexen Gemeinschaft mit einem ausgeklügelten System aus Kasten und Klassen entwickelt. Das anfängliche Misstrauen und die Zurückhaltung waren bald engen

* Die Ausgabe von 1784, gesetzt aus der Schrift Baskerville.

Freundschaften, Intrigen, Affären, leidenschaftlichen Liebes- und Hassbeziehungen gewichen. In meinen drei Wochen an Bord des P&O-Dampfers *Syria* habe ich eine Menge gelernt. Fast alle meine Mitreisenden waren ganz anders als die Menschen, die ich zu Hause und in Cambridge gekannt hatte. Auf den ersten Blick waren sie sehr gewöhnliche Leute, bei denen ich in meinem früheren Leben davon ausgegangen wäre, dass wir wenig gemein hätten, außer vielleicht eine gegenseitige Verachtung. Ich lernte zwei wertvolle Lektionen: Erstens, wie man mit gewöhnlichen Leuten zurechtkommt, und zweitens, dass es eigentlich gar keine gewöhnlichen Leute gibt, dass hinter der Fassade von John Smith und Jane Brown ein eigentümlicher Charakter und oft ein leidenschaftliches Individuum existiert.

Eines der interessantesten und überraschendsten Exemplare war Hauptmann L. vom Manchester-Regiment, der mit seiner Frau und einer kleinen Tochter nach Indien reiste. Als ich ihm das erste Mal begegnete und mit ihm sprach, hielt ich ihn in der arroganten Unwissenheit der Jugend und des Cambridgeabsolventen für die zwangsläufig wortkarge und hohlköpfige Gestalt, die meiner Vorstellung nach dem typischen Bild eines Hauptmanns der regulären Armee entsprach. Meine Fehleinschätzung hätte nicht größer sein können. Er hatte mit Frau und Kind die Kabine neben meiner bezogen, und ich bekam peinlich berührt mit, dass das kleine Mädchen sein Bett nässte und dass Hauptmann L. und seine Frau es für richtig hielten, es mit Schlägen davon abzuhalten. Ich hatte damals noch nicht »Ein Kind wird geschlagen« oder ein anderes Werk von Sigmund Freud gelesen, doch die hysterischen Schreie und Schluchzer, die aus der Nachbarkabine drangen, überzeugten mich davon, dass

man Bettnässen nicht mit Schlägen kurieren konnte, und meine Erfahrung mit Hunden und anderen Tieren hatte mich gelehrt, dass körperliche Züchtigung niemals eine gute Erziehungsmethode ist.

Eines späten Abends saß ich im Rauchersalon und unterhielt mich mit Hauptmann L., und wir schienen plötzlich die Grenze zwischen Formalität und Vertrautheit zu überschreiten. Ich ging das Risiko ein und sagte ihm kühn, dass es falsch sei, seine Tochter zu schlagen. Wir diskutierten darüber, bis die Lampen ausgingen, und zu meiner Überraschung trat er am nächsten Morgen an mich heran und sagte mir, dass ich ihn überzeugt hätte und er seine Tochter nie wieder schlagen würde. Kurioserweise wurde Mrs. L. danach wütend auf mich, weil ich mich eingemischt hatte, und sie verfolgte mich mit bitterer Feindseligkeit, bis wir schließlich in Colombo für immer getrennter Wege gingen.

Nach diesem Zwischenfall traf ich den Hauptmann recht oft. Ich stellte fest, dass er durchaus ein intelligenter Mann mit einer beträchtlichen intellektuellen Neugier war, doch in seiner Familie, seiner Schule und seinem Regiment war theoretisches Denken oder Argumentieren unbekannt, unvorstellbar. Es überraschte und freute ihn, jemanden kennenzulernen, der mit ihm kritisch über Gott und die Welt reden konnte. Wir fanden einen dritten Gefährten mit ähnlichen Neigungen im Ersten Maschinisten, einem mürrischen Schotten, der sich uns spätabends im Rauchersalon anschloss und zwei Kerzen mitbrachte, sodass wir weiter reden und Whisky Soda trinken konnten, nachdem die Lampen gelöscht wurden. Der Hauptmann teilte noch eine weitere Eigenschaft mit mir: Er liebte jede Art von Spiel. Tagsüber spielten wir die üblichen Deckspiele, Schach, Da-

me und sogar Drei gewinnt, und zu sehr später Stunde, wenn die beiden Kerzen im Rauchersalon zu tropfen begannen, sagte er manchmal zu mir: »Und jetzt, Woolf, ehe die Kerzen verlöschen, spielen wir das älteste Spiel der Welt.« Seiner Ansicht nach war das älteste Spiel der Welt eine primitive Version von Dame, auf eine bestimmte Weise platzierte Steine in Grönland und in den Wüsten Afrikas würden beweisen, dass es überall auf der Erde von den Urmenschen gespielt wurde.

Die drei Wochen auf dem P&O-Dampfer *Syria* hatten auf mich einen beträchtlichen und gesunden Einfluss. Ich stellte fest, dass ich ganz gut in dieser neuen, vollkommen fremden und ziemlich furchterregenden Welt zurechtkam, in die ich mich vorgewagt hatte. Ich genoss es, mich an sie und dreißig bis vierzig völlig fremde Personen anzupassen. Es faszinierte mich, die Gedanken von einigen zu ergründen und die psychologischen oder sozialen Mätzchen von anderen zu beobachten. Ich schloss enge Freundschaften und schaffte es sogar, einen recht lebhaften Flirt mit einer jungen Frau anzuzetteln, was mir zu meinem Vergnügen eine lange, aber sehr freundliche Ermahnung und einen guten Rat von einer der Damen mittleren Alters einbrachte. Diese Art Reise ist für einen jungen Mann meines damaligen Alters und mit der entsprechenden Erfahrung oder Unerfahrenheit deshalb so wichtig, weil die Welt und Gesellschaft auf dem Schiff einen Mikrokosmos des Makrokosmos darstellen, in dem er leider den Rest seines Lebens verbringen muss, und die vorübergehende Methode, sich an den einen anzupassen, wird zum ständigen Vorbild bei der Anpassung an den anderen. Ich bin sicher, dass mein Fall diesem Muster weitgehend entsprach.

Eine bittere Lektion, die mir vergleichsweise neu war, und ein Zwischenfall, der sie mir tief ins Gedächtnis prägte, stehen mir nach mehr als fünfzig Jahren immer noch lebhaft vor Augen. Heute, fünfzig Jahre später, bin ich weiterhin auf naive Weise erstaunt und schockiert über die grundlose Unmenschlichkeit so vieler Menschen, über ihre spontane Bössartigkeit im Umgang miteinander. An Bord gab es drei junge Kolonialbeamte. Millington und ich fuhren nach Ceylon, und ein junger Mann namens Scafe war eben vom Indian Civil Service aufgenommen worden. Da waren auch noch zwei oder drei Geschäftsmänner aus Colombo, insbesondere ein großer, extravaganter Mr. X, der bei einer großen Handelsfirma angestellt war. Uns wurde allmählich klar, dass Mr. X und seine Freunde es von vornherein auf uns abgesehen hatten, weil wir Kolonialbeamte waren. Es war meine erste Erfahrung mit dem Klassenkrieg und dem Hass zwischen Europäern, die 1904 einen sonderbaren Aspekt des britischen Imperialismus im Orient darstellten.

Die Briten teilten sich in vier genau definierte Klassen: Kolonialbeamte, Armeeoffiziere, Plantagenbesitzer und Geschäftsmänner. Die drei letztgenannten Klassen hegten einen latenten Groll gegen die erstgenannte. Der Kolonialbeamte war in der Gesellschaft in vielerlei Hinsicht die Nummer eins; er wurde sehr gut bezahlt, übte beträchtliche und weitreichende Macht aus und genoss bei den Singhalesen und Tamilen ein viel größeres Ansehen als die anderen Klassen. Die Armeeoffiziere hatten natürlich, wie immer und überall, hohe gesellschaftliche Ansprüche, doch in Ceylon gab es zu wenige von ihnen, um gesellschaftlich von Bedeutung zu sein. In Kandy und in den Bergen lebten

Hunderte britische Plantagenbesitzer auf ihren trostlosen Teeplantagen, und sie genossen oberflächlich betrachtet eine vollständige soziale Gleichstellung mit den Kolonialbeamten. Sie waren Mitglieder in denselben Clubs, spielten zusammen Tennis und heirateten gelegentlich untereinander. Doch im Allgemeinen wurden der soziale Rang und die Aufstiegschancen eines Kolonialbeamten zweifellos um einiges höher eingeschätzt als die eines Plantagenbesitzers. Die Einstellung der Ehefrauen von Plantagenbesitzern mit Töchtern im heiratsfähigen Alter gegenüber potenziellen Schwiegersöhnen lässt daran keinen Zweifel, denn der Heiratsmarkt ist ein unfehlbarer Prüfstein für gesellschaftliche Werte. Die Geschäftsmänner befanden sich auf einer viel tieferen Stufe. Die Direktoren, wie man sie heute nennen würde, die Industriemagnaten, falls es solche damals in Colombo überhaupt gab, waren Mitglieder im Colombo Club und bewegten sich in den »höchsten« Kreisen. Aber alle auf untergeordneten Posten in Banken und Handelsfirmen hatten einen geringeren gesellschaftlichen Rang. Während meiner ganzen sieben Jahre in Ceylon bin ich nie mit einem Geschäftsmann essen gegangen, und während meiner Stationierung in Kandy war jedes Mitglied des Kandy Club mit Ausnahme eines jungen Mannes, eines Anwalts, Kolonialbeamter, Armeeoffizier oder Plantagenbesitzer – natürlich waren alle weiß.

Die Gesellschaft der Weißen in Indien und Ceylon war, wie man in Kiplings Erzählungen nachlesen kann, immer spießig. In Kalkutta und Simla, in Colombo und Nuwara Eliya basierten die Sozialstruktur und die Beziehungen zwischen Europäern auf derselben Art von Snobismus, Anmaßung und falschen Ansprüchen wie in Putney oder

Peckham. Niemand kann die Lebensumstände eines jungen Kolonialbeamten in Ceylon im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts – oder sogar die Geschichte des British Empire – verstehen, wenn er diese Fakten nicht kennt oder akzeptiert. Tatsächlich war ich nur in einem von meinen sieben Jahren in Ceylon dem ganzen Druck dieses Sozialsystems persönlich ausgesetzt, denn abgesehen von meinem Jahr in Kandy arbeitete ich in Außenposten, wo nur wenige andere Weiße lebten, weswegen es keine nennenswerte oder gar keine Gesellschaft gab. Dennoch wurde das Leben, sein Aroma oder Klima, sowohl von dieser weitreichenden Atmosphäre einer tropischen Kleinstadt als auch vom Ausschluss aller Singhalesen und Tamilen aus unserer kleinstädtischen Gemeinschaft außerordentlich beeinflusst, auch wenn man sich dessen nicht immer bewusst war.

Diese Fakten sind von Bedeutung für die Bösartigkeit von Mr. X gegenüber meinen Beamtenkollegen und mir. Ich bin sicher, dass niemand von uns ihm durch arrogantes oder angeberisches Verhalten auch nur den geringsten Grund für seinen Hass auf uns lieferte. Wir waren Neulinge, viel zu unsicher und unreif, um uns vorzustellen, dass wir, als Kolonialbeamte, den Geschäftsmännern überlegen wären. Mr. X hasste uns einfach, weil wir Kolonialbeamte waren, und er litt wohl auch unter jener bedauernswerten angeborenen Bosheit, die manche Menschen Vergnügen daran haben lässt, andere zu verletzen und zu demütigen. Mr. X war uns gegenüber immer unfreundlich, und eines Tages gelang es ihm mit einem groben Streich während eines Geschicklichkeitswettbewerbs, Scape und mich in eine beschämende Lage zu bringen.

Es ist eigenartig – aber eigentlich gar nicht so eigenartig, wenn man an Freud denkt –, dass ich mich nach sechsundfünfzig Jahren so lebhaft an den Zwischenfall, die Kränkung und Demütigung erinnern kann, zumal das alles auf den ersten Blick so banal war. Eine der »Programmnummern« bei dem Geschicklichkeitswettbewerb bestand aus einer Kissenschlacht zwischen zwei Männern, die auf einem Barren saßen, wobei derjenige gewann, der den anderen von seinem Platz stieß. Mr. X hatte alles organisiert und fungierte als Schiedsrichter. Scafe und ich mussten in der ersten Runde gegeneinander antreten, und als wir uns auf den Barren gesetzt hatten und mit dem Kampf beginnen wollten, trat Mr. X an uns heran und stieß mit beträchtlicher Grobheit – wir waren ihm ganz und gar ausgeliefert – Scafe in die eine Richtung vom Barren herunter und mich in die andere. Es handelte sich zweifellos um einen Scherz, und die Zuschauer, oder einige von ihnen, lachten.

Es war ein Scherz, aber andererseits war es tief im Inneren, besonders für die Opfer, »nicht lustig«. Freud entwirrt die Natur von dieser Art Scherz gewohnt hellsichtig in Kapitel III, »Die Tendenzen des Witzes«, seines bemerkenswerten Buches *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewussten*: »Die feindseligen Impulse gegen unsere Nebenmenschen unterliegen seit unserer individuellen Kindheit wie seit den Kinderzeiten menschlicher Kultur den nämlichen Einschränkungen, der nämlichen fortschreitenden Verdrängung wie unsere sexuellen Strebungen.« Freud schreibt weiter:

Seit wir auf den Ausdruck der Feindseligkeit durch die Tat verzichten mußten – durch den leidenschaftlichen Dritten

daran gehindert, in dessen Interesse die Bewahrung der persönlichen Sicherheit liegt –, haben wir ganz ähnlich wie bei der sexuellen Aggression eine neue Technik der Schmähung ausgebildet, die auf die Anwerbung dieses Dritten gegen unseren Feind abzielt. Indem wir den Feind klein, niedrig, verächtlich, komisch machen, schaffen wir uns auf einem Umwege den Genuß seiner Überwindung, den uns der Dritte, der keine Mühe aufgewendet hat, durch sein Lachen bezeugt.

Die Zivilisation stellte sicher, dass Mr. X seiner angeborenen, bössartigen Feindseligkeit gegenüber Scafe und mir nicht durch unverhüllte körperliche Gewalt auf einem anständigen P&O-Dampfer Ausdruck verlieh. Stattdessen konnte er uns unter dem Deckmantel eines Scherzes »klein, niedrig, verächtlich, komisch machen«, so seine Bosheit befriedigen und unsere Demütigung genießen, die durch das Gelächter der Zuschauer bezeugt wurde. Selbst wenn ich nicht das Opfer war, habe ich diese Art von spontaner Boshaftigkeit, dieses Vergnügen am grundlosen Zufügen von Schmerz, stets als absolut deprimierend empfunden. Ich erinnere mich noch an Mr. X, obwohl wir an Bord des Schiffes nie miteinander gesprochen haben und ich ihn nie wiedergesehen habe, nachdem wir in Colombo von Bord gegangen sind.

Die Originalausgabe von *Sieben Jahre in Ceylon* erschien
1961 unter dem Titel *Growing – Seven Years in Ceylon*
bei der Hogarth Press in London.

Copyright © The Estate of Leonard Woolf, 1961.

Die Originalausgabe der Erzählungen *Im Mondlicht, Perlen
und Säue* und *Die zwei Brahmanen* erschien 1921 unter
dem Titel *Stories from the East* bei der Hogarth Press in London.

Copyright © The Estate of Leonard Woolf, 1921.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des
Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Die Übersetzung wurde vom Land Baden-Württemberg
und dem Freundeskreis zur Förderung literarischer
und wissenschaftlicher Übersetzungen e.V. mit einem
Arbeitsstipendium gefördert.

1. Auflage 2026

© 2026 mareverlag eG, Pickhuben 2, 20457 Hamburg

Lektorat Leliah Engel, Hamburg

Karten Peter Palm, Berlin

Einband- und Schubergestaltung

Nadja Zobel, Petra Koßmann /mareverlag

Einband- und Schuberrabbildung

Henri Rousseau, *Der äquatoriale Dschungel*, 1909,

© Courtesy National Gallery of Art, Washington

Typografie Iris Farnschläder /mareverlag

Schrift Guardi

Druck und Bindung Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-86648-750-5

www.mare.de

Kontaktadresse nach EU-Sicherheitsverordnung:
produktsicherheit@mare.de